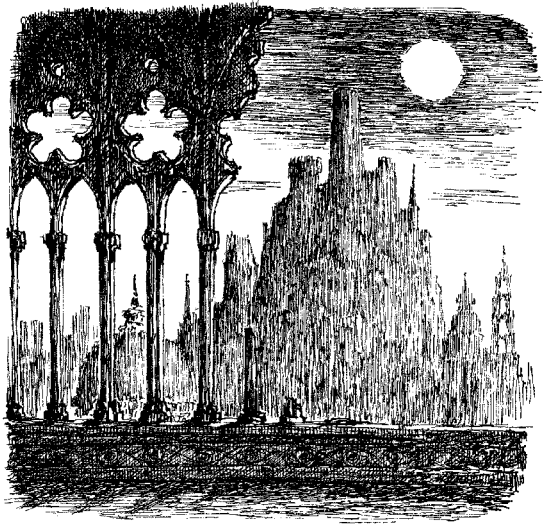


*Andreas*  
**STEINER**

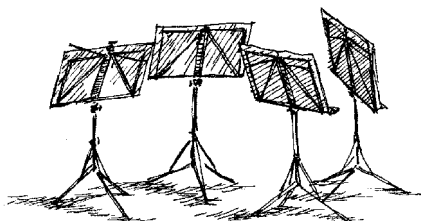
*Die*  
**SCHLAFENDE  
STADT**



*Roman*

*Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden.  
Jede Ähnlichkeit mit lebenden oder toten realen Personen  
ist dennoch unvermeidlich.*

## Präludium



Schmerz,  
wie wühlst du in meinem Leib  
Verlangen,  
wie quälst du mich  
Leidenschaft,  
wie erregst du mich  
Liebe,  
wie tröstest du mich  
Und Friede,  
wie erfüllst du mich  
wenn ich zurückkehre  
nach Hause  
zu Dir.

Deirdre Ó MUIREADHACH

**D**ankwärts Bogen zitterte nicht, aber sein Innerstes bebte geradezu vor Furcht. Seine Violine verströmte jenen satten, warmen Klang, von dem seine Zuhörer seit jeher so angerührt waren, seine Technik war von der gleichen Brillanz, die alle seine Bewunderer immer so hingerissen hatte. Und doch hatte er eine solche Angst, auch nur einen Fehler zu machen, dass er voller Zweifel war. Krieger waren sie heute, er und seine drei Freunde, nicht nur Musiker, Kämpfer. Und das Publikum des heutigen Abends würden sie erobern!

Noch bevor der letzte zarte Ton von Puccinis wundervollen „*Chrysanthemem*“ verklungen war, brach ein wahrer Sturm los. Bravorufe in allen Stimmlagen mischten sich unter den Donner der zahllosen applaudierenden Hände. Das Publikum tobte vor Begeisterung, und erst nach dem dritten Verbeugen begannen die vier Musiker zu begreifen, wie grandios sie gewesen waren. Besser als je zuvor, präziser, prickelnder, leidenschaftlicher. Es hätte ihm nicht besser gelingen können.

In Dankwart breiteten sich nur langsam Gefühle sowohl von Glück als auch Erschöpfung aus. Noch war ihm ganz unwirklich zumute, als wäre dies alles gar nicht wahr - Das erste Konzert in diesen ehrwürdigen Mauern, dem Kammermusiksaal der Alten Oper, mit den teuersten Eintrittskarten, die man an diesem Sommer 1903 für ein solches Konzert kaufen konnte! Nur gefeierte Künstler wie Pablo de Sarasate, Eugène Ysaÿe oder Jenő Hubay konzertierten

dort sonst, aber er, Dankwart Brückner? Lyonel, der Bratscher, grinste jetzt zu Dankwart herüber, János, der Cellist strahlte. Selbst Erich, der Zweite Geiger, ließ einen Eindruck von Freude auf seinem sonst so beherrschten Gesicht erkennen. Endlich breitete sich das Gefühl des Triumphes auch in Dankwart aus. Jetzt begann auch er zu strahlen, als er in das Meer aus begeisterten Gesichtern blickte.

Direktor Brauner, der Intendant, schien das ganz ähnlich zu sehen. Noch während die vier Musiker ihre Instrumente in der Garderobe in ihren Kästen verstauten, wuselte der kleine, rundliche Mann mit dem altkaiserlichen Backenbart überall herum und verkündete seine Pläne.

„Ihr seid Helden, meine jungen Freunde!“ sprudelte es aus ihm heraus. „Heute habt ihr die Tore zu einem neuen Lebensabschnitt aufgestoßen! Ihr braucht nur noch hindurchzuschreiten! Ihr werdet zu den Großen eurer Zunft gehören!“

Dankwart und die anderen genossen es. Im Geiste sahen sie sich bereits beim nächsten Konzert. Ob sie wohl auch in Zukunft gegenüber den vielen meisterhaften Ensembles würden bestehen können?

Dankwart hatte, seinen Geigenkasten unter dem Arm, kaum die Garderobe verlassen, da trat ihm eine junge Frau entgegen. Sie hatte offenbar auf ihn gewartet.

„Darius!“

Dankwart stutzte.

„Darius?“

„Endlich!“ Sie strahlte ihn an.

„Kennen wir uns?“

Dankwart sah sie verwirrt an. Er sah in ein Gesicht von dunkler Schönheit, markant, ernst, und voller Anmut. Sofort durchströmte ihn ein warmes Gefühl des Verlangens.

„Ja!“

Das sagte sie so überzeugt, dass es keinen Zweifel zu geben schien.

„Ich habe dich vom ersten Augenblick an geliebt. Und seitdem ich dich sah, suche ich dich.“

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Du bist jünger als damals. Zumindest scheint mir das so.“

In Dankwarts Kopf veranstalteten die Gedanken eine wilde Jagd. Erinnerungen und Phantasien lieferten sich erbitterte Kämpfe. Diese Frau kannte er nicht, musste er feststellen, sie schien aber ihn zu kennen.

Sie musste sich irren!

Oder, wenn nicht ... mit seinen erst dreiundzwanzig Jahren wusste er bereits sehr wohl, wie viele Dinge es außerhalb des bewussten Verstandes gibt. Er war ohnehin bereits völlig in die Schönheit ihres Gesichtes versunken.

„Ich muss ein kompletter Narr sein, wenn ich mich an diese Augen nicht erinnere“, sagte Dankwart. „Aber selbst, wenn Sie sich irren – jetzt ist es nicht mehr wichtig.“

„Ich irre mich nicht. Du bist bei mir gewesen, als ich jemanden ersehnte, der so ist wie du. Durch dich habe ich plötzlich gewusst, wer ich bin und was ich will. Ich erinnere mich an alles, an jeden Augenblick.“

Sie schien sich wirklich absolut sicher zu sein.

„Du hast mir einst gesagt, ich solle dich festhalten. Ich habe es damals nicht gekonnt. Aber jetzt will ich es tun.“

Dankwart starrte sie an. Regte sich da eine Erinnerung? War das nicht etwas Vertrautes, etwas Bekanntes aus unendlich lang vergangener Zeit? Oder erschuf er in diesem Augenblick eine Erinnerung an etwas, das es nie gegeben hatte?

„Aber ich heiße gar nicht Darius ...“

„Du heißt Dankwart. Ich weiß. Das ist auch ein schöner Name. Und dennoch bist du derjenige, den ich suche.“

Sie schmiegte sich an ihn und bot ihm ihren Mund. Ihre Gesichter näherten sich. Schüchtern küssten sie sich.

„Lass uns zusammen fortgehen“, sagte sie.

„Ja. Nichts lieber als das“, hörte Dankwart sich sagen. Sie verströmte einen betörenden Duft, wie ein Hauch von Aprikosenblüten auf ihrer jugendlichen Haut. Wie im Traum legte er den Arm um ihre schlanke Taille. Warm und erregend fühlte sie sich an, und voller Leben. Berauschend war es, sie an seiner Seite zu spüren.

Gemeinsam traten sie ins Freie, schritten die Stufen hinab und betraten den gepflegten Kiesweg. Am Horizont war noch ein schwaches Licht der bereits

versunkenen Sonne zu sehen, und am Nachthimmel leuchteten die Sterne. Ein warmer Sommerwind wehte.

Ungläubig sah Dankwart auf seine bezaubernde Begleiterin. „Aber wie hast du mich gefunden?“ fragte er. „Wie konntest du wissen ...“

„Du selbst hast mich zu dir geführt“, sagte sie. „Seit einer Nacht vor vielen Jahren weiß ich von dir und dass wir füreinander bestimmt sind. Ich brauchte dich nur zu finden. Und auch dies hat das Schicksal für mich geregelt. Ein Freund hat mir diese Konzertkarten geschenkt. Alles andere ergab sich ganz von selbst.“

„Mir ist, als träume ich. Noch gerade eben wusste ich nicht ...“

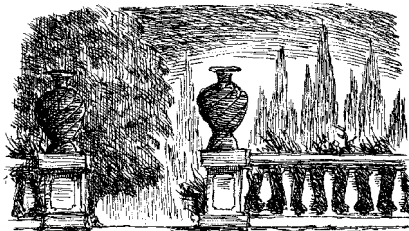
Sie lachte. „Du bist aber wach. Hier, berühre mich! Ist dies geträumt?“

Sie nahm seine Hand und legte sie auf ihr Dekolleté. Dankwart sah sich flüchtig um. Kein Mensch war zu sehen.

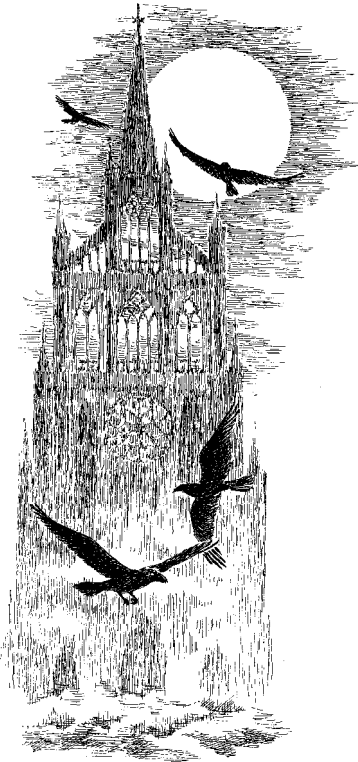
„Und das!“ Sie küsste ihn leidenschaftlich. Ihr Mund schmeckte frisch und lebendig - wie ein Frühlingsmorgen.

„Und jetzt komm!“

Da gab es keinen Widerspruch. Sie nahm Dankwarts Hand. Leicht und glücklich ging er mit ihr durch den Park zum Ausgang.



## 1. Kapitel Vollmond



*Dunkel ist die Nacht,  
in der der Mond sie nicht erbellt.*

*Vielleicht verbirgt er sich  
hinter schwarzen Wolken,  
und auch das Licht der Sterne  
dringt nicht zu uns hindurch.*

*Vielleicht aber wendet er  
sein Gesicht ab,  
als habe er uns verlassen  
und sich anderem zugewandt,  
so als habe er die vergessen,  
die er noch zuvor freundlich angeschaut,  
flüchtig wie ein ferner,  
beiläufiger Gruß,  
launisch wie die Katze,  
die kommt und geht, wie es ihr beliebt.*

*Und wir, die Vergessenen,  
barren aus und warten,  
schauen dann wieder  
voll Dankbarkeit auf die Welt,  
die er uns durch sein Licht schenket.*

*Erst das Licht lässt diese Welt erstehen,  
es ist unser Leben,  
unser ganzes Sein.*

*Und geht es fort von uns,  
so fallen wir zurück in das Nichts,  
in die Dunkelheit,  
bangend, hoffend, lauernnd  
auf seine Wiederkehr.*

*O Licht, warum hast du uns verstoßen?*

Eldéreth Amar dâr VJÄNUSKÝLL

Es war eine knochige, fleckige Hand, die an die kunstvoll geschnitzte Holztür pochte; langsam, gleichmäßig, unerbittlich. Die Stille danach glich einem angsterfüllten Atemanhalten. Die Gruppe der schwarzgekleideten Gestalten stand regungslos in der dunklen Gasse und wartete. Nur ein schwacher, leiser Hauch des Nachtwindes strich durch die Falten ihrer Gewänder.

Die müden, schlurfenden Schritte im Inneren des Hauses näherten sich den Wartenden. Sie stoppten an der Tür. Ein Rascheln, ein reibendes Geräusch - die Tür wurde entriegelt und schwang lautlos auf.

„Ja, bitte?“

Trotz seines kraftlosen, schläfrigen Aussehens war der Blick des Bürgers verstört, unsicher. Seine Augäpfel zuckten unruhig in seinem bleichen Gesicht hin und her, und suchten die Situation zu erfassen.

„Du bist Freder, der Tischler, nicht wahr?“ fragte die hohe, lispelnde Stimme des Anführers.

„Ich ... der bin ich. Aber was ...?“

„Schöne Schnitzereien sind das an deiner Haustür“, sagte die hochgewachsene Gestalt. Der lange, dünne Zeigefinger strich an dem filigranen Relief einer Weinranke entlang. „Stammen die von dir?“

Freder stockte irritiert. Dann versuchte er ein vorsichtiges Lächeln.

„Aber ja! Das Schnitzen gehört schließlich zu meinem Handwerk ...“, brachte er mühsam hervor.

„Woher hast du dieses Motiv?“

„Es ist mir so eingefallen.“

Ein kurzes, meckerndes Lachen ertönte.

„Es ist ihm so eingefallen!“

Er starrte ihm ins verängstigte Gesicht. Aus dem Schatten seiner Kapuze schienen Zähne zu blinken.

„Wir schätzen Bürger, aus deren Geist solche Dinge entspringen!“

Er streckte seinen sehnigen Arm aus und fasste Freder an der Schulter.

„Komm in unsere Mitte und begleite uns.“

„Aber wohin werden wir gehen?“

In Freders Gesicht war ebenso Mattigkeit wie angstvolles Unbehagen zu lesen. Vergeblich versuchte er, die Gesichter der Besucher auszumachen.

„Wir führen dich zur Mitte deines Seins! Dorthin, wo Anfang und Ende sich begegnen.“ Die Stimme des Anführers klang jetzt wie ein leises Säuseln.

Er zog den bebenden Tischler unerbittlich aus seinem Haus. Die fleckige Hand ließ von Freders Schulter erst ab, als er inmitten der schwarzgekleideten Gestalten stand.

Der Anführer schloss still die Tür. Würdevoll setzte er sich an die Spitze der Gruppe.

„Wann werde ich zurück sein?“ fragte Freder.

„Bald, bald.“

„Was muss ich tun?“



„Nichts, absolut nichts. Vertraue dich uns nur an.“

Er tat jetzt einen Schritt auf ihn zu und neigte sich ihm entgegen.

„Und jetzt schweig“, lispelte er. „Bitte.“

Der Trupp setzte sich in Bewegung. Kein Passant beachtete sie, als sie durch den Torbogen in den Hauptweg einbogen.

Die Stadt lag diesmal im Vollmondschein, und der Sternenhimmel zeigte sich in seiner ganzen Pracht. Sogar die schwarzen Mauern schienen nicht so dunkel wie sonst, und die glatte Oberfläche der Basaltsteine glänzte im silbernen Licht. Darius saß im Schatten auf der Fensterbank und sah aus einem der gotischen Außenfenster des Kreuzganges nach draußen. Unter ihm lagen die Dächer und Terrassen der Häuser, die sich tief und zahlreich bis an die gewaltige Stadtmauer hinunter erstreckten, unterbrochen von Türmen und Kuppeln, den Dächern der großen Amtsgebäude und alten Paläste. Die Gebäude türmten sich hinter dem Kloster den ganzen Berg hinauf, schlanke, breite, hohe, dicht gedrängt, manche hochaufragend, manche geduckt, schmale Wege, steile Treppen und tiefe Gassen bildend, bis hinauf zur alles beherrschenden Festung, deren schwarze Türme bis in den Himmel zu ragen schienen, ehrwürdig, uralt, als sei sie eins mit dem felsigen Untergrund, vor unendlich langer Zeit heraus gewachsen und zu ihrer jetzigen Form erstarrt. Der Berg war zeitweise so steil, dass die Häuser an der Talseite bis zu acht Stockwerke maßen, die tief in den Fels hineingebaut waren, an der Bergseite dagegen nur ein- bis zwei. Wie viele Stockwerke noch dazu unterirdisch angelegt waren, konnte man nur ahnen, aber Darius wusste, dass sie tief in den Fels hineingebaut waren. Die Stadt war in Wahrheit noch größer als direkt erkennbar, und an der Oberfläche zeigte sie ein wahrhaft majestätisches, aber auch bizarres Gesicht. Die tiefen Spalten und Täler, die das zerklüftete Gestein durchzogen, waren durch kunstvolle Brückenkonstruktionen überspannt, die teilweise so mächtig waren, dass ganze Häusergruppen auf ihnen Platz fanden. Andere waren zierlich und verspielt, überbrückten lediglich die zahllosen Wasserkanäle, die die ganze Stadt wie ein feines System von Adern durchzogen und das Wasser terrassenförmig von der Höhe der Festung über Rinnen und Becken bis hinunter ins Meer leiteten. Architektonische Meisterleistungen fanden sich fast überall. Darius dachte an seine ausgedehnten Spaziergänge, die

ihn immer wieder in Stadtviertel geführt hatten, die ihm noch unbekannt waren, obgleich er in der Stadt lebte, seit er denken konnte. Doch immer wieder gab es Neues zu entdecken, eindrucksvolle Bauwerke, bedeckt mit großartigen Steinfiguren und Ornamenten, schmiedeeiserne, filigrane Fenster und Tore, Brunnen, deren Reliefs wundersame Geschichten erzählten, und geheimnisvolle Gassen, die einluden, sie zu begehen. Manchmal war es ihm, als bildeten sich in der Zeit des Schlafes heimlich neue Details, als wüchsen unmerklich neue Mauern, Türme und Erker, und der gleiche Ort wandle sich mit jedem Atemzug, der die Stadt erfüllte. Ja, die Stadt selbst schien zu atmen, irgendwie zu leben, obgleich sie stets von tiefer Stille erfüllt war. Auch heute waren die einzigen Geräusche, die zu hören waren, der leichte Wind, der sich zeitweise erhob, und das Rauschen des Meeres aus weiter, weiter Ferne. So war es immer.

Darius hörte einen knarrenden Laut, und dass danach die Tür des Observatoriums zugesperrt wurde. Beda tauchte kurz darauf am anderen Ende des Kreuzganges auf und näherte sich bedächtigen Schrittes. Die Schlüssel suchte er in der Innenseite seines Gehrockes unterzubringen, fand aber zunächst die Tasche nicht. Der Anblick schwamm vor Darius' Augen, und wie so oft ergriff ihn eine leichte Benommenheit. Wie im Traum sah er Beda näher kommen.

„Wir können gehen.“

Bedas Worte drangen unendlich langsam in Darius' Bewusstsein. Richtig, es war wieder die *Zeit der Andacht* gekommen. Darius erhob sich, strich seinen Umhang glatt, und die beiden Freunde setzten sich schweigend in Bewegung, hinaus aus dem Kreuzgang, durch die Haupthalle hindurch. Das Kloster musste einst zu religiösen Zwecken errichtet worden sein, doch jetzt diente es als Teil der Universität. Darius konnte sich gar nicht vorstellen, dass es jemals anders gewesen sein könnte. Und doch zeugten die kunstvollen Skulpturen und Details von einer tieferen, mystischen Bedeutung dieses Ortes. Die Hauptpforte war, vielleicht anders als zu früheren Zeiten des Klosterlebens, niemals abgesperrt, jeder konnte kommen und gehen, wie er wollte. Und doch verbrachte er die meiste Zeit des Tages hier. Oft war er in der Bibliothek, noch viel häufiger aber saß er im Observatorium, um die Sterne zu betrachten.

Ob er wohl jemals fertig werden würde, den ganzen Himmel zu kartographieren? Er hatte völlig den Überblick verloren. Sooft er durch das Fernrohr sah, so häufig erkannte er neue Himmelskörper und Sternbilder. Zuweilen kam ihm der Gedanke, er vergesse womöglich regelmäßig bereits erfasste Gebilde. Die Aufgabe erschien ihm zuweilen endlos und zu gewaltig für ihn und Beda. Und doch machten sie sich Nacht für Nacht aufs Neue an die Arbeit, unermüdlich, in immer wiederkehrender Einsicht in die Bedeutsamkeit ihrer Aufgabe.

Sie hatten den Hof durchquert und waren durch den Haupteingang ins Freie getreten. Über die ausgetretenen Stufen gelangten sie in die enge Gasse, deren raues Kopfsteinpflaster im harten Mondlicht noch unregelmäßiger aussah als sonst. Man musste vorsichtig auftreten, um nicht mit den glatten Schuhsohlen abzurutschen und zu straucheln. Darius ging daher am liebsten am äußeren Rand des Weges, wo die Steine noch recht fest saßen und am wenigsten ausgetreten waren. Beda dagegen schien dies nichts auszumachen. Er lief immer in der Mitte, und die Unebenheiten schienen ihm ganz gleichgültig zu sein, ja noch nicht einmal aufzufallen. Sein Blick ging geradeaus, die Augenlider waren bei ihm schwer und halb geschlossen. Auch in ihm war offenbar jene Benommenheit, die oft das konzentrierte Arbeiten so schwer machte und das Gedächtnis trübte. Einige seiner langen, teilweise schon ergrauten Haare hatten sich aus seinem Hinterzopf gelöst und wehten ihm permanent in das Gesicht. Er kümmerte sich nicht darum.

Beda war nicht alt. Seine bleichen, aristokratischen Gesichtszüge wirkten eher jugendlich, und dennoch verrieten Ausdruck und Physiognomie etwas lange Erfahrenes, Weises. Darius, dessen Haar noch gänzlich schwarz war, fühlte sich an seiner Seite oft wie ein jüngerer Bruder. Beda war einer seiner allerersten Bekanntschaften gewesen, vor langer Zeit, als Darius in die Stadt gekommen war, unendlich weit früher, jenseits seiner Erinnerung. Er hatte ihn eingewiesen in alles, ihm Sitten und Gebräuche erklärt, den Ablauf der Tage, die Feste, die Aufgaben, die zu erfüllen waren. Es war ihm so, als sei Beda ein untrennbarer Bestandteil der Stadt und er war ihm so vertraut geworden, als kenne er ihn schon ewig, obwohl er wusste, dass es etwas *davor* geben musste. Taten sie einmal etwas getrennt, so fühlte er sich oft unsicher, und die bloße Gewissheit, dass er in seiner Nähe war, genügte, um Frieden und Geborgenheit

einkehren zu lassen. Beda sprach nicht viel, doch er verstand es, mit wenigen Worten und einigen Blicken das auszudrücken, was notwendig war. Aber am bedeutendsten war das leise, überlegene und doch wohlwollende Lächeln, das sich oft um seine Mundwinkel legte, die oft gewollt leicht blasiert hochgezogenen Augenbrauen und das ironische Blinzeln dazu; dies zeigte Darius stets, dass alles in Ordnung war, und er fühlte sich sicher.

Es war nur noch ein kurzer Weg zu einem der Tempelgänge. Sie passierten den Ygâr-Dá, den *Großen Turm des Schlafes*, überquerten die Westbrücke und gelangten über eine der steilen Treppen auf die größere Mittelstraße. Andere Tempelgänger hatten sich zu ihnen gesellt. Jeder in der Stadt hatte sich, wie üblich, aufgemacht, um dem Gedenken des Seins beizuwohnen. Nur die zahlreichen streunenden Katzen, die fast allgegenwärtig auf den Mauern hockten und auf den Dächern herumschlichen, würden draußen bleiben. Viele der feierlich Gekleideten hatte Darius schon oft gesehen, wenn er sie auch zumeist nicht näher kannte. Und doch waren immer Gesichter dabei, von denen er meinte, sie noch nie zuvor gesehen zu haben.

Wie bei meinen Sternen, dachte er. Die Dinge kommen, die Dinge gehen. Und manchmal bleibt etwas zurück ... und oft nicht. Aber warum nicht?

Darius glaubte, sich zu erinnern, dass es einmal anders gewesen war. Die ewige Dumpfheit, die sich seines Geistes bemächtigt hatte, war langsam gekommen, schleichend und unmerklich, und fast heimlich war er somit in den immer wiederkehrenden Ablauf der Dinge hineingeglitten, als wäre es immer so gewesen. Darius machte gewissenhaft seine Arbeit, so gut es eben ging. Er traf sich abends mit Freunden, saß manchmal allein über seinen Büchern und Briefen. Nie stellte er kritische Fragen. Zuweilen spazierte er, ungewöhnlich genug für viele, alleine durch die Straßen. Und zu Vollmond ging er in den Tempel.

Sein Blick ging in die Ferne. Das Meer war heute weit bis an den Horizont hinaus zu sehen, voller schimmernder Wellen, von unergründlicher Tiefe. Von dort, von weit hinter dem Horizont kamen sie immer, die Boote mit den Neuankömmlingen. Es waren fast immer kleine Nachen, die ein einziger Fährmann ruderte und lenkte, die nach langer, stiller Reise die Hafeneinfahrt passierten. Eine unwirkliche Erinnerung blitzte in ihm auf, von der er nicht wusste, ob dies tatsächlich passiert war oder seine Phantasie sie nachträglich

erschaffen hatte. Unendlich lange war es schon her, dass er selbst an den von schwarzem Moos bewachsenen Kaimauern angelegt hatte, ohne Erinnerung, ohne Identität. Die ernstesten Beamten in der Meldebehörde, die über sein Kommen bereits informiert gewesen sein mussten. Die Zuweisung seiner Bleibe, die Verteilung der Aufgaben ... und die leise Freude, wissenschaftlich arbeiten zu dürfen, einen Inhalt gefunden zu haben. *Wer bin ich?* hatte eine schwache, leise Stimme in ihm manchmal zu fragen gewagt, doch die Ahnung des Furchtbaren hatte sie schnell erstickt. Rasch war er stets wieder im Hier und Jetzt, arbeitete emsig an seinen Karten, die nie fertig zu werden schienen, erfüllte seine Pflichten, und scheute die Klarheit des Geistes, um irgendetwas Bedrohliches zu unterdrücken, das aus irgendeinem weiten Etwas ihn anflog und suchte, sich seiner zu bemächtigen. Ein beständiges Zittern wohnte in ihm, und nagte in seinem Körper, im Wachen, aber vor allem während der Zeit des Schlafes, und es wich oft erst mehrere Minuten nach dem Erwachen. Nie schien es zu schlafen, sondern lauerte in seinem Inneren, als warte es auf die nächste Gelegenheit, wo es ihn schutzlos überwältigen und quälen könnte. Nur manchmal währte er sich unbeschwert, immer dann, wenn seine Sinne etwas Nahrung bekamen, seine Augen die Schönheit der Stadt mit ihren filigranen Gebäude und verwinkelten Straßen wahrnehmen konnten. Besonders heute luden die Gassen wieder ein, erkundet zu werden. Sie versprachen, ihm zu helfen, sich einmal mehr zu entfernen von all dem, was ihm auferlegt schien. Obwohl - gleichzeitig fürchtete er sich, die vorgegebenen Wege zu verlassen.

Darius merkte auf einmal, dass der heutige Tempelbesuch ihm widerstrebte. Ein eigenartiges Unlustgefühl hatte sich bereits in ihm ausgebreitet, und gleichzeitig spürte er eine Art von Aufbruchstimmung. Noch immer gab es Stadtviertel, die er noch gar nicht kannte, ganz abgesehen von den Arbeitersiedlungen und Fabriken im nördlichen Industriegebiet, das er bisher nur aus der Ferne gesehen hatte.

Beda hatte unmerklich seine Schritte verlangsamt. Andere hatten sie bereits überholt, und in einiger Entfernung sah man schon die Menge bedächtig dem Eingang zuströmen. Eine Gruppe junger Mädchen huschte an Darius und Beda vorbei. Beda sah zu ihm herüber.

„Ich gehe heute nicht mit.“

Darius stutzte. Hatte Beda das Gleiche empfunden wie er? „Aber warum? Es ist doch, üblich, an diesem Tag ...“, hörte er sich sagen.

„Es ist üblich, ja. Aber nicht vorgeschrieben.“

Bedas Stimme klang ruhig, fast etwas gelangweilt, wie sonst auch. „Ich werde in der Zeit ein wenig durch die Stadt streifen“, fuhr Beda jetzt wieder in vertrauter Kraftlosigkeit fort, „so wie du es sonst machst.“ Er hatte wieder sein typisches Lächeln. „Wenn das Ritual vorbei ist, komme ich wieder hierhin ans Tor.“

Darius wollte antworten. Beda kam ihm zuvor. „Und ich gehe *allein* ... ausnahmsweise“, fügte er bestimmend hinzu.

Darius nickte kurz. Nicht, weil er Bedas Gründe erahnte oder gar verstand. Er war es gewohnt, Dinge hinzunehmen, wie sie kamen. Wieder hatte sich diese Schwere auf seinen Geist gesenkt, und das Mondlicht brannte fast in seinen Augen. Fast gleißend war das Licht auf den glatten Steinflächen. Es trieb ihn ins Dunkel. Wie im Traum wandte er sich ab. Er schaute noch einmal kurz zurück, sah den Freund unverändert in der Gasse stehen. Dann durchschritt er das Tor, hinein in den Hohlweg, der ins Innere führte, und wohlthuender Schatten umgab ihn.

Die breiten Stufen führten abwärts in die tiefste Mitte. Darius schauerte, wie immer, wenn er kalte Feuchtigkeit spürte. Er wusste, fünf Eingänge waren es insgesamt, in fünf Richtungen gleichmäßig verteilt, an allen Seiten der Stadt. Jeder der schwach durch Ampeln erleuchteten Gänge mündete in den unterirdischen Zentralen Ring, von den Einwohnern nur „der Schlauch“, genannt, der, tief im Herzen des Berges um den ganzen Tempel herum führte, und auf seinen Innenseiten zahlreiche Portale aufwies, durch die die Menschen nun in den Tempel strömten. Selbst ohne die Momente der körperlichen Schwäche, die Darius permanent heimsuchten, hätte er mindestens eine Stunde gebraucht, um den Tempel einmal zu umrunden. Wie die zubringenden Gänge selbst war auch der Schlauch von Kreuzrippengewölbe gekrönt, das zu beiden Seiten auf mächtigen Säulen ruhte, die ihrerseits reich verziert waren. Keine Säule glich der anderen, jede wies ein anderes Muster oder Ornament auf, so dass Ortskundige immer wissen konnten, an welcher Stelle des Schlauches sie sich befanden, doch waren die Säulen sich manchmal so ähnlich, dass

Ungeübte leicht in Verwirrung kamen. Das Gewölbe selbst war mit zahlreichen Gemälden bedeckt, die aber im ewigen Zwielflicht kaum zu erkennen waren. Auch die Wände zwischen den Säulen waren mit verwitterten Bildern versehen, doch der Verfall hatte die meisten völlig entstellt. In regelmäßigen Abständen waren in die äußeren Seitenwände jedoch statt der Bilder tiefe Nischen eingelassen, ähnlich kleinerer Seitenkapellen, die früher einem besonderen Zweck gedient haben mochten. Aber jetzt gingen die meisten daran vorbei, bewegten sich auf die Türen zu, um einen Sitzplatz im Tempel zu finden. Der Schlauch hallte von den unzähligen Fußtrittten glatter Sohlen auf verwittertem Marmor.

Darius bewegte sich auf sein Portal zu. Er nannte es nur „sein“ Portal, denn natürlich stand es jedermann offen. Die Ornamente auf dem Steinbogen hatten ihm sofort gefallen, kleine, runde Wirbel oder Strudel, Spiralen, die ineinander übersprangen und ihrerseits wieder ein regelmäßiges, organisches Muster bildeten. Immer betrat er den Tempel durch sein Portal. Er folgte dem Mittelgang, zu dessen beiden Seiten sich die endlosen Stuhlreihen erstreckten, zum großen Teil schon von Andächtigen besetzt. Er ließ den Blick nach allen Seiten schweifen, verlangsamte seinen Schritt. Endlich nahm er einen Platz etwas mehr zur Mitte hin neben zwei jungen Frauen, die flüsternd in ein Gespräch vertieft waren. Der Sitz neben ihm blieb leer; Beda hätte sonst dort gegessen. Erst jetzt war er bereit, die Atmosphäre des Tempelinneren auf sich wirken zu lassen.

Der Anblick war immer wieder erhaben, eindrucksvoll, fast einschüchternd. Die runde Halle war von riesenhaften Ausmaßen. Um den zentralen Altarbereich in Form eines erhöhten Pentagramms konzentrierten sich die endlos wirkenden Kreise von Sitzreihen wie in einem Amphitheater, nach außen hin ansteigend und im Schatten verschwindend. Hell erleuchtet war lediglich der Platz in der Mitte, und die gewaltige Kuppel entschwand in unglaublicher Höhe dem Blick der Wahrnehmenden, so als säße man unter dem Himmel selbst. Denn von diesem Himmel schien der Mond.

Der „Mond“, eine runde Laterne, bestrahlte jetzt das Zentrum des Tempels, und alle Gespräche verstummten. Es war kaum möglich, an diesem Ort keine Ehrfurcht zu empfinden. Ein Gefühl elektrischer Spannung erfüllte Darius, von Erwartung und Erhabenheit. Es war gut, hier zu sein.

Das leise Gemurmel erstarb schlagartig, als die Portale nun alle geschlossen wurden. Die Andächtigen saßen jetzt im Dunkeln, während der „Mond“, die Mitte des Saales beschien. Aus fünf Richtungen tauchten nun die fünf Ritualmeister auf, jeder in eine weiße Kutte gekleidet, und marschierten feierlich auf die Mitte zu. Langsam erreichten sie die kreisrunde Arena und erklommen dann die Stufen des Altarpentagramms. Dort blieben sie stehen, ein jeder in einer Ecke. Sie breiteten ihre Arme aus und fassten sich an den Händen. Ein leises, flächiges Rauschen erfüllte den ganzen Tempelsaal, als alle Andächtigen sich von ihren Sitzen erhoben und dies nachtaten. Darius fühlte eine zierliche Hand in der seinen, durch die Seide ihres Handschuhs fühlte er, dass sie ganz kalt war. Seine andere Hand blieb leer.

„So lasst uns erneut spüren die Kraft unserer Gemeinschaft“, hob getragen der erste Rezitator an. Seine Stimme war alt und brüchig, und suchte vergeblich auf einer Tonhöhe zu verharren, „denn spüren wir gegenseitig unser Sein, so werden wir in Ewigkeit nicht vergessen.“

„So sei es“, antwortete die Menge.

Alle setzten sich wieder und lösten ihre Hände voneinander. „Wir haben jetzt unsere Zeit“, fuhr der nächste Rezitator fort. Seine Stimme war etwas jünger und höher. „Für jeden von uns wird das Sein einst in das zurückfallen, was vor dem Anbeginn war. So lasst uns das würdigen, was uns nun erfüllt. Zeit haben wir nur jetzt. Lasset uns freuen am Hier und am Jetzt.“

Es klang nicht freudig. Einmal mehr klang es, als suchte der Redner nur eine große Unruhe mit schönen Worten zu überdecken. Schon immer hatte Darius jene unbestimmte Angst wahrgenommen, die alle in der Stadt erfüllte. Auf merkwürdige Weise wirkt es auf ihn beruhigend, dass alle diese Angst teilen.

„Lasst uns ehren die Eigenschaft des Erinnerns“, fuhr der Rezitator fort, „denn sie hält uns dort, wo wir sind. Sie bewahrt, sie erhält. Das, was sonst verloren ginge, was versänke in den unergründlichen Wogen des Nichts, trägt sie nach oben, trägt sie ans Ufer des Seins. Sie lässt uns Gast sein in dieser Stadt, auf der der wohlwollende Schein des Mondes ruht wie ein liebevoller Blick. *Helód gothséneth!*“

Die Andächtigen neigten alle ihre Köpfe. „*Helónd naggérenth!*“ antwortete die Menge.



Die Lobrede auf die Guten Werke schloss sich nun an, ein langes Gebet, das Darius schon unzählige Male gehört hatte, ohne es je richtig verstanden zu haben. All die Lehren waren festgehalten in den Kaddharsaden, den heiligen Büchern, die seit Jahrtausenden das Fundament des Glaubens bildeten. Er hatte sich nie die Mühe gemacht, die Alte Sprache zu lernen, zumal sie ausschließlich im Tempel benutzt wurde und sonst nirgendwo. In der Stadt gab es ein eigenes Forschungszentrum, das sich mit der Geschichte und den Bedeutungen jener Sprache befasste, die der Blüte einer erloschenen Hochkultur entstammte und angeblich direkt auf einer aus dem unendlichen Dunkel einer archaischen Vorzeit entstammenden Ursprache basierte. In einer Übersetzung, die selbst schon etwa dreitausend Jahre alt war, hatte er einmal etwas gelesen über die Bedeutung des eigenen Wirkens, über die Erfüllung von Pflichten und über das Hinterlassen von Spuren in der Zeit. Wieder war es Beda gewesen, der ihn auf die große Bedeutung dieser Zeilen hingewiesen hatte. Wenn es darum ging, war Beda immer ganz ernst. Er gab nichts aus der Hand, das nicht bis ins Detail stimmig war.

Beda.

Darius dacht daran, wie es wohl werden würde, wenn Beda einst fortginge. Ein- zweimal hatte er solche Andeutungen gemacht, ohne konkreter zu werden. Ganz selten hatte er ihn beobachten können, wie er mit versonnenem Blick auf der oberen Balustrade saß und aufs Meer hinaussah. Vielleicht war es gerade jenes nur allzu bekannte Gefühl einer unbestimmten, inneren Sehnsucht, die sie beide so sehr verband. Darius hatte dies ansonsten noch bei niemand anderem wahrgenommen. Ivar, der Papierlieferant zum Beispiel. Regelmäßig kam er mit seinem Handkarren, lieferte die Bögen, die Tinte, die Federn, immer freundlich, pünktlich, und sprach kein Wort mehr als nötig. Darius war überzeugt, dass Ivar sich noch nie in seinem Leben auch nur einen Gedanken darüber gemacht hatte, dass es Dinge geben könnte, die man nicht sehen oder anfassen könnte. Aber auch die Kollegen im chemischen Labor, das in einem anderen Flügel des Klosters untergebracht war, schienen niemals Dinge in Frage zu stellen, oder etwas hinter den sichtbaren Dingen zu vermuten, noch nicht einmal die Forscher im historischen Archiv. Man lebte und arbeitete so nah beieinander, und doch trennten Welten die einzelnen Gruppen. Die einen lebten nur zwischen ihren Kolben, Flaschen und

Substanzen, die anderen vergruben sich ausschließlich in ihren Büchern und Schriften. Sogar die Rezipienten, die den Tempelbezirk so gut wie nie verließen, dämmerten womöglich in ihren gewohnten Ritualen und Abläufen dahin, obgleich sie doch für das Empfinden und Leben für so viele Menschen zuständig sein sollten.

Darius' Blick wanderte verschwommen durch die Reihen. Drei Reihen vor ihm stoppte er plötzlich. Durch die Andächtigen hindurch wurde seine Aufmerksamkeit auf eine Gestalt gelenkt, die ohne erwähnenswerten Auffälligkeiten wie alle anderen am Ritual teilnahm. Irgend-etwas stimmte jedoch nicht. Darius versuchte zu ergründen, warum er den Blick nicht abwenden konnte, aber er fand keinen Grund. Der Mann, den er fixierte, war dick und massig, und trug eine große Allonge-Perücke. Es war, als zöge ein unsichtbarer Faden seinen Blick auf ihn. Darius' Augen begannen, zu schmerzen und er musste verstärkt blinzeln. Es war wie ein Kampf gegen einen fremden Willen, den er dabei war, zu verlieren. Sein ganzer Körper begann, sich zu verspannen. Ohne zu wissen warum, verschwand die ganze Umgebung, die Anwesenden, der Tempel. Er sah nur noch den Mann.

Ein lautes, gurgelndes Geräusch riss Darius jäh aus seinen Fesseln. Der massige Mann hatte sich erhoben und gestikuliert wild mit seinen Armen. Panisch zerrte er an seinem Halstuch, er rang würgend nach Luft, riss sich mehrere Silberknöpfe bei dem Versuch ab, hastig seine Weste zu öffnen. Dann schlug er wieder epileptisch um sich und traf einige andere dabei mit Händen und Ellbogen ins Gesicht, als er aus der Enge der Sitzreihe flüchten wollte. Eine seiner Hände krampfte sich an eine Rücklehne, als wolle er sie herausreißen, als er in Richtung Mittelgang hastete. Dann stürzte er zu Boden. Sein ganzer Körper schüttelte sich nur so von Zuckungen, die Perücke rutschte vom kahlen Schädel. Während er auf den Rücken rollte, traten seine Augen weit aus den Höhlen. Sein Gesicht war dunkel angelaufen, seine dick geschwollene schwarze Zunge quoll aus dem Mund, und zäher Schleim rann ihm aus den Mundwinkeln. „*Ha'al granchbran, kûmen dâr*“, betete teilnahmslos die Menge. Ganz wenige sahen verstohlen auf die sich krümmende fette Gestalt. Auf einigen Gesichtern war der Ausdruck von abgrundtiefem Ekel zu erkennen, andere wirkten nur versteinert und folgten stur dem rituellen Geschehen.

Dann kamen sie. Ungefähr sechs schwarzgekleidete Gestalten lösten sich lautlos aus der Dunkelheit und schritten zügig auf den röchelnden Mann zu. Ihre Gesichter waren hinter schimmernden, schwarzen Visieren verborgen, sie hatten dazu lange Kapuzen übergezogen, deren lange Zipfel den ganzen Rücken hinunterhingen. In ihren breiten Gürteln steckten mehrere längliche Gegenstände, die im schwachen Licht aussahen wie langschneidige Beile. Der erste aber zog eine mächtige metallbeschlagene Keule und holte weit aus. Er schlug dem Mann mit aller Kraft auf die Brust, ein weiterer hob seine Keule wie einen Spieß und rammte ihn ihm in den Bauch. Es hörte sich nass und matschig an, als würde man eine Schnecke zertreten. Das Gurgeln ging in einen röchelnden Schrei über, bis der dritte seinen Schlag auf den Schädel niedersausen ließ. Das dumpfe Knacken des Schädelknochens setzte jeder Regung ein Ende. Ein paar unwillkürliche Zuckungen der Beine noch, dann war der dicke Mann still. Die anderen drei schlangen dem nun leblosen Körper ein Seil um den Hals und den Oberleib. Dann zogen sie ihn mit vereinter Kraft nach draußen und verschwanden durch eines der Portale. Alles ging schnell und geradezu lautlos. Zurück blieb nur die verschmierte Lache einer schleimigen, schwarzen Substanz, von der ein ekelregender Geruch ausging. Säuerlich, und zugleich wie nach Schwefel stinkend. Darius wurde übel. Er vermeinte noch, von draußen Schläge der Beile zu hören, wie sie in den Körper eindringen. Er verbot sich den Gedanken. Ein unerbittlicher Brechreiz schnürte ihm die Kehle zu. Krampfhaft starrte er in die Tempelmitte.

„Freimut und Freude!“ intonierte ein Rezitator.

Es mochte der letzte der fünf sein, der das Wort ergriff, denn die Andacht neigte sich schon dem Ende zu. „Ysg’r rág letoch!“. Die Abschiedsformel. Alle standen auf, fassten sich wieder an den Händen.

Der „Mond“, erstrahlte nun heller, er erfüllte nun fast den ganzen Tempelraum. Das Licht blendete in den Augen, nur der gegenseitige Halt der Andächtigen aneinander war jetzt spürbar. Ein Moment der Stille. Eigentlich wunderschön, dachte Darius. Die widerwärtige Szene von eben wirkte so unwirklich bei diesem heiligen Beieinander, wie ein Fremdkörper, der nicht passt. Wie ein böser Traum, der sich im Licht verflüchtigt. Darius spürte wieder die zierliche Hand in der seinen, noch immer war sie sehr kalt.

Ruhiges Atmen war eingekehrt. Das Licht wurde wieder schwächer. Die Menschen ließen sich wieder auf den Sitzen nieder. Darius schaute verstohlen auf den Gang. Die Lache war verschwunden, der Gestank verflogen. „Lasst uns in Frieden auseinandergehen“, fuhr die Stimme fort. „*Helód gothséneth!*“. „*Helónd naggérenth!*“ antwortete die Menge.

Das Licht wurde noch schwächer, die Rezipienten neigten die Köpfe zueinander in achtungsvoller Verbeugung. Dann verließen sie den Altar, feierlich, erhaben, der Bedeutung ihres Dienstes zu jeder Zeit bewusst. Dann wurde auch das Licht in den Reihen heller. Alle erhoben sich nach und nach, unruhiges Scharren und Getrappel breitete sich in allgemeiner Aufbruchstimmung aus. Auch Darius schob sich durch die Reihe in den Mittelgang, um sich seinem Portal zuzuwenden. Dabei trat er auf etwas Weiches. Es war die Perücke, ganz zerzaust und verdreht von den vielen Füßen, die auf sie getreten waren.

